



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ob dieser Umstand ihm die Feder aus der Hand gewunden hat, oder sein Umgang mit fremden Menschen auf seine Denkweise von Einfluß war und ihm das Handwerk verleidete, ist nicht zu bestimmen. Das Letztere ist das Wahrscheinlichere, denn in der lateinischen Metropole beschäftigte sich Gogol eifrig mit dem Lesen der Kirchenväter, pilgerte dann nach dem gelobten Lande, polemisirte darauf mit den russischen Schriftstellern über die Art und Weise, zur wahren Seligkeit zu gelangen, und legte endlich in einem Testamente ein Glaubensbekenntniß nieder, in welchem er alle seither ausgesprochen Ansichten widerrief. Eine Umwandlung der Art grenzt ans Wunderbare bei einem Autor, dessen Grundzug Sarkasmus und Ironie waren. Jedenfalls ist sie der „alleinseligmachenden Kirche“ zuzuschreiben, und der Triumph, Gogol auf den Weg des wahren Heils gebracht zu haben, keineswegs ein geringer.

W o c h e n b e r i c h t.

Aus England. — Die Staatsmänner, die sich durch eine siebenjährige Opposition auf ihre amtliche Laufbahn vorbereitet haben, sind jetzt seit mehreren Monaten in Besitz ihrer Portefeuilles, und es ist wol Zeit zu fragen, wie sie, abgesehen von den Principien, durch ihre persönlichen Fähigkeiten die ihnen zugewiesene Rolle ausfüllen. Principien kommen außer aller Frage, denn in der That scheinen sie feste Principien und bestimmte Meinungen für höchst überflüssigen Ballast zu halten, der über Bord zu werfen ist, wenn das Schiff dadurch besser zu segeln verspricht. Das ist selbst mit dem Lebensprincip der Partei, mit dem Schutzzoll geschehen, obgleich die Zeit und die Stunde seines gewaltsamen Todes, und die Hand, durch welche derselbe bewerkstelligt worden, noch nicht vergewissert ist. Ja, in der That, der gewaltige Niese Protection, der noch vor einem halben Jahre die von den Baumwollenlords tyrannisirten Pächter und Landbesitzer schrecklich rächen wollte, ist schmählich bei Nacht und Nebel von unbekannter Hand bei Seite geschafft. Nicht einmal die Ehre einer öffentlichen Bestattung will man ihm gönnen, und seine Freunde sehen sich sogar des lezten Trostes beraubt über seiner Leiche zu weinen. Der Verdacht der That ruht auf dem geistreichen Kanzler der Schatzkammer, den der Verstorbene wegen früheren Versprechungen allzudringlich gemahnt haben soll; der Minister aber behauptet lächelnd, der Niese habe in Folge der Verachtung, in die er bei der öffentlichen Meinung gerathen, selbst Hand an sich gelegt, und versichert geheimnißvoll, er habe einen geeigneten Ersatzmann für ihn schon in der Tasche. Einige Cabinetsmitglieder, wie z. B. der Marquis von Granby, Lord Hardwicke, glauben zwar noch an seine Wiederversehung, aber sie sind auch zufrieden, wenn der Kanzler der Schatzkammer, der ein sehr geschickter Zauberer ist, ihnen den Niesen als eine glänzende Möglichkeit in einer schönern Zukunft mit der Zauberlaterne an die Wand malt.

Mußert man die sonstigen Thaten des gegenwärtigen Torycabinetts, so muß man

gestehen, daß man einen sehr geringen Begriff von ihrem staatsmännischen Talente bekommt. Lord Derby hat nur in einem Punkte die auf ihn gesetzten Erwartungen erfüllt: er ist immer noch der eindringliche Redner, der stets schlagfertige Debater von früher, aber die ihm im Uebrigen zugetrauten Eigenschaften vermißt man ganz und gar. Man schrieb ihm als Staatsmann, wenn auch nicht philosophische Höhe der Anschauung, doch wenigstens einen klaren Verstand und Energie im Handeln zu; aber er ist in den Besitz der Macht gelangt, offenbar ohne zu wissen, welche Verhältnisse er dort vorfinden würde, und ohne sich irgend einen Plan über sein Thun anzulegen. Er erhielt das Ministerium aus einem Mißverständnis, denn Freund und Feind hielten ihn für einen energischen und protectionistischen Tory, und erwarteten von ihm eine Politik in diesem Sinne; aber seine Politik war nur ein armseliger Versuch, das gezwungene Aufgeben der alten Principien und den Mangel von Neuem zu verbergen, eine Reihe von miserablen Wahlmanövern, darauf berechnet, eine seit Jahren getäuschte Klasse noch länger in ihren Träumen eingewiegt zu erhalten. Die Angst, sich alte Freunde zu entfremden, und das Bestreben, sich neuen Freunden zu verbinden, haben ihn zu einer zweideutigen Handlungsweise verleitet, die seinen alten Ruf ritterlicher Offenheit ganz und gar vernichtet hat. Seine praktische Politik ist Nichts als ein ungeschicktes Experimentiren mit gefährlichem Bündstoff. In dem erst nothdürftig beruhigten Irland entzündet er eine neue Flamme durch die von einem blinden protestantischen Fanatiker angeregte Debatte über das vom Staat ausgestattete Collegium von Maynooth, und giebt der antienglischen Agitation der Ultramontanen Irlands dadurch neuen Nahrungstoff. Durch seine vieldeutigen Aeußerungen über die handelspolitische Frage lenkt er die Produktionskräfte, die die Schutzpolitik auf falsche Bahnen gezwungen hatte, durch die immer wieder angeregte Hoffnung auf die Rückkehr der alten Zustände von der gesunden Richtung ab, die sie unter dem neuen System genommen. In seinem verlegenen Haschen nach neuen Maßregeln hat er selbst einen Versuch als Reformers gemacht, bei dem er nur sich und seinen Staatssecretair des Innern bodenlos blamiert hat. Er kam auf den seltsamen Einfall, seine Milizmannschaft zu einer bewaffneten Wählerschaft zu machen, mußte aber diese angebliche Ausdehnung des Wahlrechts vor der allgemeinen Indignation des Hauses aufgeben, und für einen Tafelscherz erklären, den sein Staatssecretair des Innern für Ernst genommen. Sein Sympathisiren mit dem continentalen Absolutismus veranlaßt sogar Conservative Lord Palmerston's Zeiten wieder zurückzuwünschen. Das ist der Staatsmann, der die conservativen Interessen um sich sammeln, und der angeblich hereinbrechenden Revolution einen Damm entgegensetzen sollte.

Disraeli ist, wie sich der Spectator ausdrückt, die femme incomprise des Cabinets. Von seiner politischen Ehehälfte nicht begriffen, muß er poetische fauxpas machen, um den Kummer seiner Seele zu lindern, und die Weltverachtung eines überlegenen Geistes an den Tag zu legen. Ohne einen Gefährten der ihn versteht, allein mit der Geschichte, entsendet er Rundschreiben an seine Wähler in Buckinghamshire — großartige Gemälde, die zu ideal sind, als daß man sie wörtlich auslegen dürfte. Er will Alles „versöhnen“ was mit einander in Conflict gerathen ist. Als Kanzler verkündet er „die veränderte Complexion der fiskalischen Welt“ und verspricht seinen Mitmenschen die Versöhnung nach der er sich sehnt, und von der ein Theil bereits so nahe ist, daß er mit seinem prophetischen Blick, dessen „Möglichkeit“ schon „in der Zukunft dämmern sieht“. Das ist das „Vorschweben“ mit dem österreichische Staats-

männer manchen guten Deutschen zu bitterem Herzeleid nasgeführt haben, und noch nasführen, bald mit Großdeutschland und bald mit der Donau und dem unerschöpflichen Orient. Dieser Mann ist die Seele des Cabinets, seine erfinderische Kraft, seine staatsmännische Kunst; und er hat Maßregeln, aber sie können nicht ans Tageslicht kommen. Untergeordnete Geister halten ihn gefesselt; gemeine Minister und Bureaukraten verhindern die Geburt seines herrlichen, großen Willens; und in den Schmerzen beständiger und stets vergeblicher Wehen spricht er große Worte der Verheißung an die Wähler von Buckingham. Unterdessen verlangt man die Dinge von ihm: erstlich, etwas wie eine Rückkehr zum Schutzollsystem — aber, sagt er, ein Staatsmann darf nicht den Zeitgeist unberücksichtigt lassen; zweitens, ein neues Finanzsystem — dessen Möglichkeit eben das ist, was in der Zukunft zu dämmern scheint; und drittens, eine Maßregel zur Erleichterung des schon lange stillduldbenden Grundbesitzes — und diese Maßregel ist von der Wirklichkeit des zweiten abhängig, das bereits in der Ferne dämmert.

Wenn diese zwei Staatsmänner hinter den Erwartungen ihrer Freunde zurückgeblieben sind, so haben dagegen zwei andere die Befürchtungen, die ihre Gegner an ihre Ernennung knüpften, nicht ganz gerechtfertigt. Bei dem Staatssecretair für das Innere liegt das in der Natur der Verhältnisse, da die Details der Verwaltung sich an eine Anzahl von Behörden vertheilen. Bei dem Staatssecretair für die Colonien liegt es aber merkwürdigerweise an dem Umstande, der die Befürchtungen eigentlich erweckte: an seiner gänzlichen Unkenntniß der Colonialverhältnisse. Das Bewußtsein dieser Unkenntniß, verbunden mit dem ehrlichen Willen, es gut zu machen, hat den neuen Colonialsecretair die Nothwendigkeit gezeigt, die Colonisten zu Rathe zu ziehen, und aus dem alten Schlendrian herauszugehen. Es geschieht Etwas, und das ist in diesem durch Bureaucratie erstarrten Departement schon ein großer Gewinn.

Der Stern des Cabinets ist Lord Malmesbury, der Staatssecretair für das Auswärtige. Es sammelt sich gegen ihn auch bereits in ganzen Lande ein Sturm der Entrüstung, den er wol schwerlich lange überleben wird. Von allen Erfordernissen zu einem auswärtigen Minister besitzet Lord Malmesbury nur eines, den Namen, der durch seinen Vater in der diplomatischen Welt einen guten Ruf erlangt hat. Sonst fehlt ihm Alles: Gefühl für nationale Würde, Tact, Festigkeit, Kenntniß des Völkerrechts und internationaler Verhältnisse. Nicht einmal logisch geschrieben sind seine Depeschen, und die Geschäfte werden unter ihm so faumselig betrieben, daß Depeschen Tage lang ungelesen liegen bleiben. Seine Verwaltung bringt die Regierung in die demüthigendste Lage dem Auslande gegenüber. Ein junger Engländer, Herr Mather, wird in Florenz von einem Officier der österreichischen Besatzung, weil sich dieser von einem Schlag bedroht glaubt, mit dem Säbel über den Kopf gehauen. Genugthuung wird von Toskana verlangt, obgleich sie eigentlich von Oestreich verlangt werden sollte, da dessen Truppen dem toskanischen Gerichte nicht unterworfen, und von der toskanischen Regierung ganz unabhängig sind. Aber die Art, wie Lord Malmesbury Genugthuung verlangt, zeichnet ihn ein für alle Mal vor allen anderen englischen Staatsmännern aus. Herr Mather verlangt nicht Entschädigung als verletzter Privatmann, sondern Genugthuung als englischer Staatsbürger; Lord Malmesbury aber dringt so lange in ihn, bis er, da durch nichts Anderes seine Vermittelung zu erlangen ist, sich widerwillig mit einer Geldentschädigung begnügen zu wollen erklärt, die er selber bestimmen soll; schreibt dann an die toskanische Regierung, daß Mather mit einer Geldentschädigung zufrieden sei, daß aber die englische

Regierung die von ihm geforderte Summe für übertrieben hält; setzt sie nun selbst auf 1000 Pfd. an, läßt aber mit sich wie ein Jude handeln, bis aus den 1000 Pfd. 500, und aus den 500 250 Pfd. geworden; als seltsame Zugabe erhält er die Freilassung eines andern Engländers, dessen unrechtmäßige Verhaftung wegen Incompetenz des Kriegsgerichts von der östreichischen Regierung schon anerkannt war. Zu guter Letzt desavouirt er auch noch den vermittelnden Agenten im Ganzen, nachdem er vorher im Einzelnen Alles gebilligt hat. Sein zweites Meisterwerk ist der Abschluß eines Vertrags mit Frankreich zur gegenseitigen Auslieferung von Verbrechern. Er compromittirt dabei die Unterschrift der Krone, indem er, ohne die Rechtsbeamten der letztern zu Rathe zu ziehen, einen Vertrag abschließt, dessen Bestimmungen nach den englischen Gesetzen nicht ausführbar sind, so daß er ihn wieder rückgängig machen muß. Um den Vertrag auszuführen, legt er dem Oberhause in aller Unschuld ein Gesetz zur gegenseitigen Auslieferung von Verbrechern vor, dessen Anwendung die französische Polizei in den Stand setzen könnte, französische Flüchtlinge in England in ihre Gewalt zu bekommen, ohne Engländern in Frankreich einen Schutz zu gewähren. Während der Debatte zeigt Lord Malmesbury die Ausdehnung seiner Kenntniß dadurch, daß er das Vorhandensein eines Gesetzes in Frankreich ablängnet, welches englische Complicen in Frankreich für in England gegen Frankreich begangene Verbrechen verantwortlich macht; und zu derselben Zeit wird das Gesetz auf Engländer in Paris angewendet, die für die Aeußerungen ihrer Redacteurs in London verantwortlich gemacht werden. So sehen wir Lord Malmesbury bereit, den letzten Rest Preßfreiheit, der in Europa noch vorhanden ist, durch internationale Verträge zu vernichten, und das stolze „Civis Romanus sum“, das der Engländer bisher von sich im Auslande sagen konnte, durch gefällige Nachsicht gegen die Launen continentaler Regierungen zur leeren Phrase zu machen. Ganz ein auswärtiger Minister nach dem Herzen der jetzt auf dem Continent Herrschenden, ein Vorposten des Absolutismus auf der Insel der Freiheit; aber in England erweckt er nur Entrüstung und Verachtung, außer bei ein paar alten ausgedienten Diplomaten, die die schönen Congresszeiten und die damals angeknüpften Freundschaften nicht vergessen können.

Ein englisches Blatt faßt sein Urtheil über das ganze Ministerium in folgenden Worten zusammen: „Das gegenwärtige Ministerium fristet sich das Dasein durch dieselbe Taktik, die es an seinen Vorgängern bitter getadelt hat, nur daß es beide Arten der Taktik zugleich angenommen. Sir Robert Peel sagte sich offen los von dem Protectionssysteme; das gegenwärtige Cabinet giebt es auf, aber nicht offen. Die Whigs nahmen Maßregeln unter ihre Obhut, um sie nicht zur Ausföhrung gelangen zu lassen, verkleideten Widerstand in Zweideutigkeit, entzogen sich der Verantwortlichkeit durch Ausflüchte: das neue Cabinet überbietet diese Kunst dadurch, daß es gleichzeitig Alles unterstützt — Protection und Freihandel — Maynooth und Exeterhall. Das vorige Ministerium benutzte das Wahlmanoeuvriren als eine Aushilfe; das gegenwärtige macht das Ministerium selbst zu einem Central-Wahlcomitée, und die Staatsgeschäfte eines großen Reichs werden nach den Bedürfnissen von Mr. Rigbys' Comitée (in Coningsby) geleitet.“

Der arme Feargus O'Connor, das parlamentarische Organ der englischen Charlisten, die Haupt Hoffnung derer, die Englands baldige Revolutionisirung oder Socialisirung prophezeihen, ist hoffnungslos verrückt geworden, nachdem er eine Zeit lang England

und Amerika durch seine Excentricitäten in Staunen versetzt. Nach seiner Rückkehr aus Nordamerika, wohin er sich in Furcht, unter Curatel gestellt zu werden, geflüchtet hatte, erschien er in mehreren Gerichtshöfen, wo er sich in einer Weise benahm, die seine Verücktheit nicht in Zweifel lassen konnte. Schon während der ganzen Dauer der Session des Parlamentes hatte er sich in den beim Unterhaus befindlichen Frühstückszimmern auf das Auffälligste benommen. Fast nie war er nüchtern. Oft erlaubte er sich die größten Unanständigkeiten, oder that Sachen, die es gefährlich machten, ihn länger frei herumgehen zu lassen. Einmal versuchte er einen Alderman der Stadt London mit einer Gabel zu erstechen; Mr. Walpole bedrohte er lebensgefährlich, und mit einem andern Parlamentsmitgliede hatte er ein heftiges Rencontre in einem der Corridore. In der Sitzung des Unterhauses am 10. Juni kam die Sache zur Katastrophe. Alle zehn Minuten erschien D' Connor im SitzungsSaale, bot um die Wette jedem Mitgliede auf den vordersten Bänken beider Seiten die Hand an, und entfernte sich wieder. Gegen drei Uhr nahm er auf der vordersten Oppositionsbank Platz, und zwar neben Captain Fitzroy, der eben einen Brief las. Diesem Mitglied gab D' Connor einen Schlag auf den Rücken, und riß ihm den Brief aus der Hand, den er durchaus nicht wieder zurückgeben wollte. Captain Fitzroy nahm nun auf einer andern Bank Platz, wurde aber hier von D' Connor aufgesucht, der ihm wieder die Hand anbot. Auf seine Weigerung sie anzunehmen, machte Jener eine Bemerkung, die der Captain mit einer so drohenden Bewegung erwiderte, daß D' Connor für gut fand, schleunigst den Saal zu verlassen. Es dauerte jedoch nicht lange, so kam er wieder. Jedermann fühlte, daß eine peinliche Scene bevorstehe. D' Connor bot zuerst Mr. Cobden die Hand, der sie zum zwanzigsten Male an diesem Nachmittage annahm, und dann anderen Oppositionsmitgliedern, die sie zurückwies. Dann wendete er sich an Duncombe, schwatzte ihm eine Menge Unsinn vor, und gab ihm einen freundschaftlichen Stoß in die Rippen. Auf einige warnende Worte des Mitgliedes für Finsbury wendete sich D' Connor lachend von ihm weg, und gab seinem Nachbar rechts, Denison, einen leichten Schlag ins Gesicht. Der allgemeine Ruf „zur Ordnung“ folgte dieser Beleidigung, und Denison nahm sogleich das Einschreiten des Vorsitzenden des Comitées des ganzen Hauses, Mr. Bernal — das Haus saß gerade als Comité, wo die Debatte sich in freieren Formen bewegt, und der Sprecher nicht präsidiert — in Anspruch. Die Comitébestzung wurde unterbrochen, und der Sprecher ordnete nach kurzer Debatte die Verhaftung des Verrückten durch den Sergeant-at-Arms des Hauses an. Während der Verhaftsbefehl ausgefertigt wurde, erschien D' Connor wieder im Hause, und erlaubte sich einige respectwidrige Aeußerungen gegen den Sprecher. So wie er aber gewahr wurde, um was es sich handelte, verließ er eilig den Saal, ließ sich ein Glas Rum am Buwet im Vorzimmer geben, und ging durch die den Mitgliedern vorbehaltene Thür in die Westminsterhalle, wohin ihm einige Herren, die zugleich Friedensrichter und der Polizei als solche bekannt waren, folgten. Auf ihre Autorität hin sagten die gerade im Dienst befindlichen Polizeidiener Herrn D' Connor, daß seine Anwesenheit im Hause wahrscheinlich bald nothwendig werden würde, und daß er deshalb die Halle nicht verlassen dürfe; als D' Connor dies hörte, fing er so laut zu heulen an, daß sich sofort eine große Menschenmasse sammelte. Unterdessen kam der Verhaftsbefehl an, und der Vicesergeant nahm D' Connor in Verhaft und brachte ihn ohne weitem Widerstand in die Amtswohnung des Unter Sergeanten. Hier fanden sich bald eine Menge Collegen des Ver-

hafteten ein, um das Nähere über das eben Geschehene zu erfahren. Ihre Anwesenheit schien D' Connor in große Aufregung zu versetzen, und er schimpfte sie Schelme, Schufte, Mörder; brüllte manchmal fürchterlich, oder seufzte schwer, und sang und krächte dann wieder lustig. Der Untersergeant bewog endlich die Mitglieder sich wieder zu entfernen, worauf D' Connor ruhiger wurde. Einige Tage später wurde der Arme der Obhut seiner Familie übergeben, die sich verpflichtet hat, für seine gehörige Bewachung Sorge zu tragen.

Die Besorgnisse, durch den Goldreichtum Australiens seinen Wollertrag vermindert zu sehen, haben sich in der gefürchteten Ausdehnung nicht bewahrheitet. Im Sidney-district, wo die meiste Schafzucht betrieben wird, ist die Schafschur glücklich beendigt worden, und der Abfluß von Arbeitskräften nach den Goldgräbereien ist hier nicht wie in den anderen Colonien, die reichhaltigere Gruben besitzen. Die Lebensmittel sind in Neusüdwaless noch sehr billig, da eine sehr reichliche Zufuhr an Weizen von Chili regelmäßig stattfindet, China sehr billig Thee, und Manilla sehr billig Zucker liefert. Die Einfuhr aus Nordamerika, China und Neuseeland ist außerordentlich stark, und namentlich letztere so viel versprechende Colonie scheint durch Auswanderung nach Australien fast entvölkert zu werden. Größere Unordnung als in Neusüdwaless scheint in Victoria zu herrschen, wo der größere Goldreichtum die Einwanderer massenhaft anzieht. Arbeit ist übermäßig theuer, und keine zu erlangen, und Richter Lynch hat sich mit den Amerikanern bereits eingestellt.

Clemens Brentano's gesammelte Schriften, sechster Band. —

Wir fahren, indem wir dem Erscheinen der einzelnen Bände folgen, in der Besprechung der Gesamtausgabe unsres Dichters fort. Der sechste Band enthält die Gründung Prags, das umfangreichste und auch das bedeutendste Werk, das Brentano geschrieben hat. Es ist aus dem Jahre 1813, erschien aber erst zwei Jahre später. Wie bei allen Werken Brentano's, hat die Zeit, in der es erschien, mit seinem Inhalt Nichts zu thun, und verdient nur in sofern Beachtung, als eben der Contrast zwischen den herrschenden Empfindungen und Ideen gegen die Aufgabe des Gedichts einige Verwunderung erregen muß. Bekanntlich war in der Schule, aus der Brentano hervorging, die Monomanie zu Hause, ein religiöses Bewußtsein durch poetische Kraft produciren zu wollen, ungefähr wie man es von Homer in Beziehung auf das Heidenthum behauptete. Die Gründung Prags ist das einzige größere Werk, in welchem mit dieser Idee Ernst gemacht ist; nicht etwa in dem Sinn, daß die Religiosität, welche sich in demselben aussprach, ein Ideal sein sollte, sondern umgekehrt, sie soll das Gemälde einer häßlichen Vergangenheit sein. Brentano wollte darin die totale Weltanschauung eines Zeitalters geben, dessen Bild uns, abgesehen von den Berichten einzelner dunkler Chronisten, vollständig verloren gegangen war. Es sollte sich mit dem ganzen Subgriff seiner Empfindungen, Ideen, religiösen Vorstellungen und Sitten darin spiegeln, und zwar sollten diese uns fremden geistigen Momente nicht bloß accidentell darin auftreten, sondern sie sollten das ganze Gedicht geistig so durchdringen, daß jeder einzelne Zug, ja jedes Wort, mit Nothwendigkeit daraus hergeleitet werden könnte. Da von den altböhmischn Vorstellungen in lebendiger Ueberlieferung Nichts mehr vorhanden war, so nahm der Dichter seine Kenntniß von den sämmtlichen slawischen Stämmen zu Hilfe, namentlich von den Russen und von den Südslawen, in

deren isolirtem und wildem Leben sich noch immer mehr Traditionen von der Vorzeit erhalten hatten. Alle einzelnen Notizen aus diesem weitläufigen Gebiet wurden combinirt, durch die lebendigeren Vorstellungen, die wir von dem Wesen des Aberglaubens, z. B. aus unseren eigenen Hexenprocessen entnehmen, gefärbt, und durch naturphilosophische Vorstellungen vergeistigt.

Man wird wol begreifen, daß in dieser Intention nicht viel Berechtigung lag, denn ein historisches Gemälde wird durch eine solche Methode nicht zu Stande gebracht, und von einem Kunstwerth kann auch nicht die Rede sein, da sich die Kunst mit barbarischen Zuständen nur in sofern zu thun machen darf, als sie dieselben in einem höhern Culturmoment untergehen läßt. Das Letztere schwebte zwar dem Dichter vor, er läßt in einigen höher begabten Geistern des böhmischen Volks den dunkeln Instinkt einer bessern Religion aufgehen, und er kommt diesem Drange durch die Darstellung einer christlichen Figur entgegen. Allein einmal sind diese widerstrebenden Momente in keinen dramatischen Rapport gebracht; das Christenthum ist nicht der Gipfel der Handlung, nicht die siegreiche Cultur, welche die überwundene Barbarei zu Boden schlägt, wie in den ähnlichen Gemälden von Calderon, es spielt nur wie ein fremdartiger, geisterhafter Schein auf der chaotischen Woge der Leidenschaften, die in diesem Drama durch einander wüthen, und trägt also Nichts dazu bei, den poetischen Sinn des Gedichts deutlicher zu machen. Außerdem, und das ist die Hauptsache, ist der weiße Gott dem Dichter eine unnahbarere Erscheinung gewesen, als der schwarze; er hat keine sinnliche Vermittelung gefunden, keine Traditionen und Anschauungen, die ihn belebt hätten, und darum ist ihm der Geist des Christenthums ein bloßer Schemen geblieben, während er für die finsternen Gestalten der Nacht Farben und Linien gefunden hat, die eines Callot würdig wären.

Wenn wir also die Intention verwerfen, so können wir der Ausführung der dunkleren Partien unsre Bewunderung nicht versagen, namentlich wenn wir sie mit den ähnlichen Gestalten von Werner, Fouqué und den übrigen Romantikern vergleichen. Was uns Brentano vom Christenthum giebt, hätten Fouqué und Werner eben so gut machen können. Es ist derselbe mystische, gestaltlose Schwulst, der aller Kunst Hohn spricht. Aber die bösen Geister zur Erscheinung zu bringen, hat Brentano sehr wohl verstanden, freilich mehr für diejenige Seite der Phantasie, die mit dem Verstande oder wenigstens mit der Reflexion verwandt ist, als für diejenige, die sich auf das Gefühl bezieht. Den Schauer, den z. B. Hoffmann unter günstigen Umständen hervorruft, erregt Brentano nicht; dagegen hält er sich auch von eigentlicher Abgeschmacktheit und Trivialität frei. Die wüsten Zustände, die er uns darstellt, sind mit so bestimmten, scharfen Strichen gezeichnet, und unter sich so zusammenhängend, daß wir mit einem ähnlichen Interesse daran gehen, wie an die Beschäftigung eines vorsündstüthlichen Ungeheuers, freilich mit dem Unterschied, daß wir es bei dem letztern mit einer Realität zu thun haben, während uns bei den mythologischen Visionen des Dichters doch eigentlich nur die Natur seiner eigenen Phantasie der Gegenstand ist.

Da das Gedicht im Ganzen wenig bekannt ist, geben wir von dieser mythologischen Productivität eine Probe. Es ist der Monolog einer Hexe, Zwratka, der Mutter der Amazone Wlasta, der eigentlichen Hauptperson des Stücks.

Bald reißt der Hahn mit sichelförm'gem Schrei
 Ins Herz der Nacht, und bricht die Zauberei.
 Jetzt muß es sein, eh' noch der graue Saum
 Des Himmels sich in Gluth des Safrans taucht,
 Eh' Morgenluft in Thau und Düst dem Traum
 Die zauberischen Larven noch zerhaucht.
 O Kikimora, Traumgott, steh mir bei!
 Schon in Triglaw's, deiner Mutter Schooß
 Triebst ungeboren du Verrätherei.
 Ihr ward das Herz in Liebessehnsucht groß,
 Und mit dem Monde ihre Buhlerei
 Gabt ihrem Herrn, dem finstern Ischart, du blos.
 Da riß er zweifelnd, wer dein Vater sei,
 Erzürnend dich aus ihrem Schooße los;
 Sie fluchte dir und gab dich vogelfrei,
 Und zwischen Nacht und Tod fiel dir dein Loos,
 Gespenstisch Kind, ins Reich der Zauberei.
 Die Nacht des Himmels hast du losgerissen,
 Verräther, von des Abgrunds Finsternissen,
 Und zwischen Beiden faugst du nun, Bastard,
 Des Zwitter's Brust, des Schlags, der Amme ward.
 Wie ein Vampyr trinkst du sein friedlich Blut,
 Ihn mit des Traumes Heuchlerflügeln fädelnd,
 Daß er sich reich und selig glaubt und lächelnd
 Hinschiffet auf der goldenen Lügen Fluth.
 Auch beißeßt du ihn wol mit schwarzem Zahn
 Und jagst ihn athemlos den Fels hinan,
 Wo unter ihm ein Chor von Geisterschwänen,
 Sein Sterblich singt auf bitterm Meer der Thränen.
 Oft liegst du Bleiklump mit dem dunnen Alys
 Auf edler Brust und schmuz'st das Leben ein u. s. w.

denn es geht noch eine ganze Weile so fort. — In diesen wunderlichen Geschichten bezieht sich jeder einzelne Punkt auf bestimmte mythologische Traditionen, und dabei hat es Brentano doch verstanden, diese Traditionen so weit zu idealisiren, daß sie ungefähr ein Symbol von dem Wesen des Traums geben, wie es sich im Kopf einer Heze gestalten mag. In dieser Weise geht es das ganze Stück durch, und wenn auch durch die fortwährende Empirie, durch die unendlichen mythologischen Namen, durch die ausführliche Beschreibung der Zaubermittel und der Zwecke, die dadurch erreicht werden, das Ganze ein etwas schwerfälliges Ansehen annimmt, so werden wenigstens die eigentlichen Momente der Ekstase mit einer gewissen supranaturalistischen Naturtreue ausgeführt.

Neben dieser ungeheuerlichen Religionsform nimmt noch ein zweiter fremdartiger Gegenstand unsre Aufmerksamkeit in Anspruch, nämlich die weibliche Leibwache der Libussa, die nach dem Tode ihrer Gebieterin, wie uns die Sage berichtet, den Böhmischesen Mägdekrieg begann. Ein Amazonenvolk darzustellen, ist für das Drama fast eine ebenso unnatürliche Aufgabe, als wenn man Centauren auf die Bühne bringen wollte. Eine einzelne Amazone läßt sich wol darstellen, aber massenweise lassen sie sich nur im Vaudeville anbringen, in den sieben Mädchen in Uniform, oder in einem Ballet, wie in Katharina, der Banditenkönigin. Heinrich von Kleist hat sich in seiner Penthesilea dadurch geholfen, daß er seine Amazonen nur in einer ganz lustigen, ideal ge-

haltenen Zeichnung darstellte. Dadurch entsteht freilich auf der einen Seite ein träumerisches Wesen, welches die später eintretende blutige Katastrophe unerträglich macht, aber die erste Erscheinung ist von einer so hinreißenden Anmuth, daß es uns in dieser Fabelwelt gar nicht einfällt, ängstlich nach den Bedingungen der Möglichkeit und Realität zu fragen. Brentano dagegen ist von Natur viel realistischer, wo er sich nicht in gestaltlose Verzückungen verliert. Er schildert seine Mägde mit all den Umständen, die man bei zügellosen Mannweibern voraussetzen darf, wie sie sich unter einander betrinken, Alles kurz und klein schlagen u. s. w. Das wird um so wüster, da nicht weniger als zwei und zwanzig Amazonen auftreten, von denen jede eine gewisse persönliche Physiognomie in Anspruch nimmt. Trotzdem ist in der Zeichnung einzelner unter ihnen, namentlich der finstern Wlasta, eine nicht gemeine Kraft, und einzelne Scenen, z. B. der Moment, wo das hochmüthige Weib sich um die Liebe eines Mannes bewirbt, und darüber in das nie gekannte Gefühl der Scham verfällt, sind wirklich poetisch und selbst mit sinnlicher Lebendigkeit gedacht.

Von einer dramatischen Einheit ist nicht die geringste Spur. Es fallen eine Masse mehr oder minder greuliche Begebenheiten vor, die aber nicht den geringsten Zusammenhang unter einander haben. Es wird zwar eine sehr complicirte Intrigue durchgeführt, aber diese dreht sich um ein Nichts, und nimmt nicht einmal eine symbolische Wendung. Es gehört eine gewisse Anstrengung dazu, sich in dieser gestaltlosen Masse zu orientiren. Zwar werden zuletzt die drei böhmischen Fürstinnen verheirathet, die Heze wird erschlagen, Libussa sieht in einer Vision die neu zu gründende Stadt Prag zc., aber das Alles hätte auch eben so gut unterbleiben können, ohne daß dadurch in das Wesentliche der Handlung eine Aenderung eingetreten wäre.

Wie bei den übrigen Schriften Brentano's, sind auch hier eine Masse lyrische Partien eingestreut, die zwar öfters den Zusammenhang stören, was beiläufig in diesem Fall kein großes Unglück ist, die zum Theil aber sehr schön sind, z. B. das Lied, welches die Mägde zum Bade der Libussa singen, („Wie die Winde wühlen in den dunkeln Mähnen der Nacht“ u. s. w.); ferner das dem Lithauischen nachgebildete Hochzeitslied: („Dein Schleierlein weht“ u. s. w.). — Dagegen fehlt es auch nicht an burlesken Stellen, die mehr als cynisch sind, und die Sprache wird zuweilen mit einer Freiheit behandelt, die an Frechheit grenzt. Am unangenehmsten sind die Stellen, wo wirkliche Weisheit aufgetischt werden soll. Von den burlesken Stellen ist die merkwürdigste die Emancipationspredigt der Wlasta, worin die Ungerechtigkeit dargestellt wird, daß die Weiber nicht bloß gebären, sondern auch die Kinder ernähren müssen. Die Stelle ist so eigenthümlich, daß wir wenigstens Einiges daraus anführen müssen.

Ihr legt mit Schmerzen eine lange Dual,
Ein schreiend Kind Euch in den müden Schooß . . .
Kaum daß Ihr es, das in des Schooßes Raum
Ihr trugt und nährtet, seiner Last entlastet,
So hängt auch gleich, der noch lebendig kaum,
Wie die Schmarogerpflanze an dem Ast,
Als wäret Ihr des Lebens voller Baum,
An Eurer Brust der unverschämte Gast
Und sauget Euer Leben selbst im Traum,
Und schreit und quält zum Dank für alle Last,
Beißt, kneipt es Euch, läßt Allem freien Lauf,
Es thäte noth, es fräße gar Euch auf u. s. w.

— Auf eine ähnliche Weise hat wol noch nie ein Dichter seine Heroine sprechen lassen, am wenigsten in einem poetischen Werk, welches, wie dieses, einer Prinzessin gewidmet ist. — Alle diese Umstände machen das Stück zu einer der merkwürdigsten Erscheinungen der Romantik.

Es bleibt uns von Brentano nur noch das Neueste zu besprechen, der Romanzencyclus vom Rosenkranz.

Literatur. — Auch diesmal können wir unsren Wochenbericht mit einem bedeutenden Werke beginnen: Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai, von Richard Lepsius. Berlin, Wilhelm Herz. — Dieser Reisebericht ist die wesentliche Ergänzung eines größern Werks: Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien, welches über 800 Tafeln größern Formats umfassen wird, und von welchem bereits die Hälfte ausgeführt und 240 Tafeln ausgegeben sind. Die unendlichen Bereicherungen, welche die historische Wissenschaft der Reise des Professor Lepsius in den Jahren 1842—45 verdankt, sind bereits zu allgemein bekannt und gewürdigt, als daß es hier nöthig wäre, etwas darüber zu sagen. Sie sind in ihrer Art bedeutender als das, was die Engländer durch ihre Ausgrabungen in Mesopotamien geleistet haben, denn die Culturverhältnisse Aegyptens waren an sich für die Entwicklung der allgemeinen Weltgeschichte von höherem Werth, als die dunkle Geschichte der Assyrer und Chaldäer. Sie sind aber zugleich auch durch ihre enge Anknüpfung an die eigenthümliche Lage des Landes gegenwärtiger. Alle diese früher nur in großen Massen gruppirten Begebenheiten gewinnen jetzt für uns Farbe und Gestalt, und die so lange für stumm gehaltenen Bildwerke fangen an zu sprechen. Was uns auch hier noch räthselhaft bleibt, ist wenigstens unserer Anschauung näher gerückt. — Das gegenwärtige Buch berührt die wissenschaftlichen Resultate nur nebenbei; die Hauptsache sind die lebendigen Eindrücke der Reise. Ist diese schon durch die eigenthümlichen Zustände, welche sie berührt, interessant, so gewinnt sie an Werth noch unendlich durch die Persönlichkeit des Verfassers, der, ausgestattet mit einer vielleicht unvergleichlichen Fülle von Kenntnissen, mit strenger Ausdauer seinem wesentlichen Zweck nachgeht, und dabei doch das Auge offen behält für alle zufälligen Eindrücke der Außenwelt. Die eigentl. wissenschaftliche Welt hat die Hauptnotizen bereits aus den früheren Berichten entnommen, wie sie namentlich in der der preussischen Staatszeitung veröffentlicht wurden. Dieses Buch ist recht eigentlich für das größere Publicum berechnet, welches auf die amnthigste Weise unterhalten wird, und dabei spielend seinen wissenschaftlichen Horizont erweitert.

Eine sehr ernste Frage behandelt die Schrift: Die Erziehung zur Arbeit, eine Forderung des Lebens an die Schule, von Karl Friedrich. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn. — Der Verfasser hat für seinen Zweck ziemlich umfassende Studien gemacht, so weit sie ein Gelehrter, der sich nicht in der Sphäre des praktischen Schullebens bewegt, überhaupt machen kann. Er hat einzelne Nebelstände des gegenwärtigen Schulwesens, über die kein Zweifel sein kann, scharfsinnig hervorgehoben; er hat in Beziehung auf seine Verbesserungsvorschläge die verschiedenen Momente, die dabei in Rechnung kommen, nicht unerörtert gelassen, und sein Werk kann daher zu fruchtbarem Nachdenken anregen. In das Einzelne näher einzugehen, muß den pädagogischen Zeitschriften überlassen bleiben. Wir fassen hier nur einen Punkt ins

Auge, in welchem wir dem Verfasser entschieden widersprechen müssen. Es ist das nämlich der Radicalismus, der sich in den verschiedensten Zweigen des öffentlichen Lebens geltend gemacht hat, in keinem aber so auffallend, als in der Pädagogik. Der wesentliche Fehler des Radicalismus beruht in seinem Bestreben, Alles zu verallgemeinern, sich von einer bestimmten Seite des Gefühls anregen zu lassen, und diese Stimmung dann in logische Formeln zu übersetzen. In der vorliegenden Schrift zeigt sich dieses schon äußerlich in dem fortwährenden Hereinziehen der Politik. Es ist freilich zu natürlich, daß wir Deutsche das gedrückte Gefühl über unsre politische Lage in keinem Augenblick verläugnen können, daß es sich uns aufdrängt auch in Fragen, die dazu wenigstens in keiner directen Beziehung stehen; aber man muß sich sehr davor hüten, durch diese freilich natürliche Befangenheit der Untersuchung eine falsche Wendung zu geben. So ist z. B. der Verfasser nicht abgeneigt, die Verkümmernng der deutschen Politik wenigstens zum Theil unsrem Schulwesen zur Last zu legen, obgleich alle Mängel desselben sich eben so und in noch höherem Grade in den englischen und französischen Einrichtungen wiederfinden. — Der Grundgedanke, von dem er ausgeht, ist bereits von Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation ausgesprochen worden. Fichte erklärt die damalige Generation (1808) für unfähig, das französische Joch abzuschütteln, weil sie moralisch und physisch depravirt sei; es müsse also ein ganz neues Geschlecht geschaffen werden, welches dann vielleicht im Laufe von 16 Jahren im Stande sein würde, die Schuld seiner Vorfahren zu sühnen. Zu diesem Zweck sollte die Jugend vollständig von den Erwachsenen getrennt und in Anstalten erzogen werden, die ein kleines Abbild des wirklichen Lebens darstellten. Der Knabe sollte vorzugsweise auf die praktische Thätigkeit gewiesen werden, er sollte den Garten anbauen, ackern, pflügen, und in den Angelegenheiten der kleinen Gemeinde sein junges Bürgerrecht ausüben. Was dem Philosophen dabei vorschwebte, waren die Philanthropine und andere pädagogische Anstalten im Pestalozzi'schen Sinn. Nach der Zeit sind die Franzosen aus Deutschland verjagt worden, und die alten Schuleinrichtungen haben ihren Fortbestand gehabt. Aus den Philanthropinen ist keine bedeutende Capacität hervorgegangen. Der Philosoph hatte übersehen, daß die Erziehung eines neuen, bessern Geschlechtes, Menschen und Zustände voraussetzte, die seiner eigenen Ansicht von der Depravation des Zeitalters widersprachen. — Wenn auch der Verfasser des gegenwärtigen Buchs den Radicalismus nicht so weit treibt, wenn er z. B. die vollständige Trennung der Kinder von ihren Familien als nicht nothwendig darzustellen sucht, so hat er doch im Stillen immer Pensionsanstalten vor Augen, die wenigstens so ziemlich die ganze Thätigkeit des jugendlichen Lebens umfassen sollen. Pensionsanstalten sind aber wesentlich aristokratischer Natur, oder sie gehen von wohlthätigen, meistens kirchlichen Vereinen aus, in welchem Fall sie gleichfalls einen künstlichen Charakter an sich tragen. Der Verfasser hätte sich zuerst genauer sein Thema begrenzen sollen. Zuweilen scheint er lediglich von der Volksschule (Primarschule) zu sprechen, aber viele seiner Ansichten haben auf diese Seite des Schulwesens nicht die geringste Anwendung. Er lebt in dem wunderlichen Glauben, die Gemeinden seien geeigneter, für die Reform des Unterrichts zu wirken, als der Staat. Er sollte nur einmal mit einer wirklichen Landgemeinde zu thun gehabt haben, bei der es schon die unendlichste Mühe kostet, auch nur die Ausbesserung eines zerbrochenen Fensters durchzusetzen, so würde er gewiß von dieser Illusion zurückkommen. Pädagogischen. III. 1852.

gogische Reformvorschläge müssen sich immer an Privatinstitute wenden, und diese setzen wieder, um gedeihen zu können, die Theilnahme der bemittelten Klassen voraus. Freilich würde diesen Klassen sehr bald einleuchten, daß es höchst unzweckmäßig ist, ihre Kinder in der Schule etwas lernen zu lassen, was sie nachher in ihrem Beruf nicht anwenden können. Nur leider sind die Berufszweige sehr verschieden, und wenn man den Werth der im Unterricht überlieferten Kenntnisse nach dem Verhältniß ihrer Brauchbarkeit für das praktische Leben des Mannesalters abmessen wollte, so würde sich schwerlich eine Einheit herstellen lassen. An diesem Uebelstand leiden alle unsre Realschulen: es soll für jeden der verschiedenen Berufszweige irgend etwas Nützliches gelehrt werden, und darüber geht die Einheit der Bildung verloren. — Die ganze Richtung der Philanthropine scheint uns an einer falschen Voraussetzung zu leiden. Sie hält es nämlich für unrecht, die sogenannte freie, natürliche Entwicklung des Kindes durch eine äußerliche Autorität zu unterbrechen und dadurch die verschiedenen Individualitäten in eine gemeinsame Richtung zu zwingen. Uns scheint das aber gerade die Hauptfache bei der ganzen Erziehung. Das Kind soll an Disciplin und Autorität gewöhnt werden; es soll lernen, seiner unbändigen Natur Zwang anzuthun und sich die Traditionen anzueignen, noch ehe es dieselben versteht. Allerdings ist bereits das Erste, was das Kind lernt, das Buchstabiren, die unerhörteste Abstraction, die überhaupt im ganzen Unterricht vorkommt, und wenn man dasselbe nach der Sokratischen Manier organisch entwickeln wollte, so würde man nicht weit kommen. Es scheint zwar auf den ersten Augenblick sehr naturgemäß, das Kind erst auf Fragen zu bringen, ehe man ihm Antwort ertheilt, und bis auf einen gewissen Grad ist das auch im Privatunterricht, wie in einer kleinen Pension zu erreichen; aber eben darum taugen diese Institute Nichts. Die strenge Zucht der Schule, in der das Kind, aber, wohl gemerkt, nur für gewisse Thätigkeiten, seine individuelle Freiheit vollkommen aufgeben muß, ist das heilsamste Mittel, freie Männer herauszubilden, denn nur durch die Zucht, die man von außen her empfangen hat, lernt man die Zucht gegen sich selber zu wenden, und ohne diese Zucht ist alle Freiheit ein Unsinn. — Gerade darum scheint uns die neue Philanthropie auch wieder nach einer entgegengesetzten Seite hin zu sündigen. Wenn wir für den eigentlichen Schulunterricht die unbedingte Entäußerung der Willkür fordern, so verlangen wir als die Ergänzung dafür die absolute Freiheit des Spiels und für's Haus die individuelle Einwirkung der Familie. Nun sagt man uns, daß z. B. in dem neuen Institut der Kindergärten die Sache umgekehrt wird, daß man den eigentlichen Unterricht spielend beibringt, und dagegen das Spiel nach einem verständigen Plan lenkt, daß man das Kind überlistet, indem es zu spielen glaubt, und statt dessen etwas sehr Vernünftiges producirt. Inwieweit das wahr ist, wissen wir aus eigener Anschauung nicht; wenn es aber wahr ist, so müssen wir es auf das Unbedingteste verwerfen. Das Spiel ist auf seine Art gerade so ein Heiligthum, wie im spätern Leben die Kunst, und wenn der rohe Despotismus hineingreift, so ist das noch lange nicht so schlimm, als wenn eine wohlwollende Zudringlichkeit es nach höheren Absichten ins Gebiet des Zweckmäßigen übertragen will, denn das Wesen des Spiels ist gerade die Zwecklosigkeit, und wenn wir während des Unterrichts vom Schüler den unbedingtesten Gehorsam verlangen, so soll er dagegen im Spiel souverain und schöpferisch sein. — Uebrigens wollen wir damit keineswegs über die andere Frage abspre-

chen, inwiefern es zweckmäßig ist, mit dem wissenschaftlichen Unterricht auch Unterricht in Handarbeiten zu verknüpfen, was ja in Mädchenschulen ohnehin geschieht. Die Beantwortung dieser Frage wird sich aber schwerlich anders, als nach den localen und sonstigen Bedingungen geben lassen. In einem Punkt stimmen wir mit dem Verfasser vollkommen überein, in dem großen Gewicht, welches er auf das militairische Exerciren des Knaben legt, und welches auch nach unsrer Ansicht in den Turnstunden die Hauptsache ausmachen muß. — Im Uebrigen aber möchten wir alle Reformatoren im Gebiet der Pädagogik daran erinnern, daß sie durch Uebertreibungen ihrer Sache schaden. Seit Lorinser ist es an vielen Orten eine feststehende Ansicht, daß unsre gegenwärtigen Schulen die Knaben physisch zu Grunde richten. Daß eine Zusammenhäufung großer Massen in einem engen Raume (z. B. 80—100 in einer Klasse) theils unmittelbar, theils durch die Erschwerung der Aufsicht, nachtheilig auf die Gesundheit wirken kann, ist freilich unbestreitbar, und Verbesserungen sind in dieser Hinsicht dringend nothwendig. Wenn man aber behauptet, das Stillsitzen von 4—5 Stunden täglich sei an sich schädlich, so läßt man sich wol verleiten, das für schädlich anzunehmen, was unbequem ist. Freilich ist das Stillsitzen, so wie das Auswendiglernen und das Schreiben, dem feurigen Knaben höchst unbequem, und er rächt sich dafür an dem Lehrer durch jenen kleinen Krieg, der übrigens gar nicht so nachtheilig ist, namentlich wenn der Lehrer durch einen festen Willen den Sieg davon trägt. Aber jene Unbequemlichkeit ist ja gerade ein wesentliches Moment der Erziehung, und die häufig vorkommenden Verwilderungen in dem Leben vornehmer Stände rühren zum großen Theil davon her, daß sie in der Jugend nicht gelernt haben zu gehorchen, und Unbequemlichkeiten auch wider ihren Willen zu ertragen. — Uebrigens scheint bei vielen dieser Klagen vergessen zu werden, was man selber als Kind gethan hat. Wie haben wir alle ohne Ausnahme unsre lieben Aeltern und Lehrer belogen über die schrecklichen Anstrengungen, die uns aufgebürdet wurden. Wenn man sich einmal lebhaft in jene Zeit zurück versetzen wollte, so sollte man doch wol dahinter kommen, daß die Hälfte dieser Klagen leerer Wind ist. Wenn wir uns in unsrer Jugend umsehen, so erscheint uns die Welt doch noch nicht wie ein Hospital; wo ein Haufe Studenten oder junger Kaufleute und Handwerker beisammen sind, zeigt sich doch jedesmal, daß die Schule noch nicht alle Manneskraft unterdrückt hat. Was das spätere Bureau-, Handwerks- und Fabrikleben versündigt, geht die Schule Nichts an.

Vom Ernst gehen wir auf den Spas über: Das Schachturnier zu London im Jahr 1851. Berlin, Zeit u. Comp. — In der Politik haben wir Deutschen in den letzten Jahren eine Menge Niederlagen erlitten; unsre innere wie unsre äußere Politik hat unter Mitwirkung des Auslandes ein klägliches Ende genommen. Dafür haben wir uns im Schach gerächt. Wir haben die Engländer und Franzosen geschlagen, und was Gagnern, Wincke und Radowiz unmöglich war, hat Anderssen geleistet. Das Schachspiel ist die sonderbarste Art von Freimauerei; es hietet für seine Eingeweihten nicht blos in Europa, sondern eben so in Asien und Amerika den Schlüssel zu augenblicklich befreundeten Kreisen. Schon darum verdient es die sorgfältige Pflege, die ihm von allen Seiten zu Theil wird, und wenn es uns auch zuweilen etwas sonderbar vorkommt, daß man ein Spiel mit allem Ernst und aller Gründlichkeit einer Wissenschaft behandelt, so ist doch auch das wieder eine schöne Seite der menschlichen Natur. —

Die großen Zwecke, die man mit dem Schachcongrès des vorigen Jahres verband, sind zwar nicht erreicht worden, wenigstens nicht vollständig, aber es sind doch einige recht interessante Spiele daraus hervorgegangen. Staunton, der König der englischen Schachspieler, hat Unrecht gehabt, der Empfindlichkeit über seine Niederlage einen fast gehässigen Ausdruck zu geben, aber zu seiner Entschuldigung müssen wir zugestehen, daß er allerdings in den Wettspielen nicht die Kraft und den Verstand entwickelt hat, die ihn sonst auszeichnen, und daß also über seinen Grad im Freimaurerorden des Schachspieles definitiv noch Nichts ausgemacht ist. —

Eine sehr empfehlenswerthe Schrift ist: Handbuch der parlamentarischen Praxis, oder Regeln über die Verfahrensweise und Debatte in beratenden Versammlungen, welche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in England Kraft und Geltung haben, von Luther Lushniq. Aus den Englischen mit einem Vorwort von Bernard Böcker. Hamburg, Kittler. — Man hat sich häufig lustig gemacht über die Gewohnheit der sogenannten constitutionellen Partei, überall auf frühere parlamentarische Sitten und Regeln zu recurriren; man hat es namentlich höchst unpatriotisch gefunden, in einem deutschen Staate auf Regeln Rücksicht zu nehmen, die sich im Auslande, z. B. in England, bewährt haben. Das ist aber ein um so sonderbarer Vorwurf, da er von der historischen Schule ausgeht, die doch mehr als irgend eine andere geneigt sein sollte, ein Gewicht auf die Erfahrung und Tradition zu legen. Berathende oder beschließende, gewählte oder ernannte politische Versammlungen sind in einem bisher absolutistischen Staate ein neues Moment, welches zwar den übrigen Verhältnissen des Landes nicht widersprechen darf, welches sich aber eben so wenig aus den Analogien des bisherigen politischen Lebens bestimmen läßt. Wenn man also für dieses Institut die Erfahrungen der ältern Völker zu Rathe zieht, so ist das offenbar ein Gewinn für die historisch-organische Entwicklung. Freilich können jene Regeln für uns keine Gesetze sein, aber sie sind ein sehr brauchbares und förderliches Material für unsere eigene zweckmäßige Entwicklung; ein Material, welches man gar nicht vermeiden kann, wenn man nicht in dieselben Absurditäten verfallen will, die jene Völker durchgemacht haben, ehe sie zu ihrer gegenwärtigen Reife gekommen sind. Denn wenn auch die Parlamente durch die Natur des Volkes wesentlich modificirt werden, so bleibt doch in ihrem Wesen etwas Gemeinsames, das in England und in Amerika so gut gelten muß, wie in Preußen, weil es in der Natur der Sache liegt. Und selbst wenn wir der Tradition einen etwas größern Spielraum geben, als unbedingt nöthig ist, so wird dadurch der Sinn für Form und Gestalt, der für das Gedeihen eines solchen Instituts die Hauptsache ist, nur gefördert. Es ist gerade so, als wenn wir eine neue Fabrik anlegen. Auch hier wird uns die Technik, die z. B. in England oder Frankreich besteht, kein Gesetz sein, aber es wäre doch die größte Thorheit, deshalb die technischen Erfahrungen der Engländer oder Franzosen zu umgehen. —

Eine Sammlung von sehr interessanten Monographien enthalten die so eben herausgegebenen; Denkwürdigkeiten aus Frankens und Thüringens Geschichte und Statistik, von Brückner. Hildburghausen. — Sie verbreiten sich über die verschiedensten Gegenstände, z. B. ein Nachweis, daß der Püstrich kein Gott der alten Deutschen gewesen ist; eine Untersuchung über die wahre Lage des alten Bariganes; Geschichte der Herren von Kranichfeld; Sagen des Meininger Landes; die Vorzeit

Altensteins und Liebensteins; auch geologische Untersuchungen. Bei dem großen Interesse, welches das hübsche Land für alle Reisenden hat, verdient die ursprünglich wol nur für Thüringen bestimmte Sammlung eine allgemeinere Verbreitung. —

Die Uebersetzung der *Corinna* von Friedrich Schlegel ist in Berlin bei Herbig in einer eleganten Miniaturausgabe wieder aufgelegt. Das Werk selber haben wir vor Kurzem besprochen. Die Uebersetzung ist musterhaft, wie Alles, was in dieser Beziehung von den Gebrüdern Schlegel ausgeht. —

In den nächsten Wochen erscheint bei Costenoble in Leipzig eine historische Untersuchung vom Professor Hinrichs über den verschiedenen Begriff, den man im Lauf der Weltgeschichte mit dem Königthum verbunden hat, auf die wir unsre Leser im voraus aufmerksam machen. —

Das unanständigste Buch, welches uns in der neuesten französischen Literatur vorgekommen ist, sind die ersten beiden Bände der Lebensbeschreibung Louis Philipp's von Alexander Dumas: *Le dernier roi des Français*. Der ehemalige Herzog von Orleans war der Wohlthäter des aufstrebenden Schriftstellers, und dieser ist auch wol selbst davon überzeugt, eine große Pietät gegen ihn zu hegen; um aber diese zu behändigen, beginnt er sein Werk mit den infamsten Zoten über die Familie des Herzogs, aus der allergewöhnlichsten Klatscherei hergenommen, und in einem Styl, der auf den gemeinsten Pöbel berechnet ist. — Zu den beliebtesten Pariser Romanen der letzten Woche gehört: *Agathe et Cécile*, von Alphonse Karr, dem geistvollen Herausgeber der *Wespen*. Der Dichter gehört zu jener Schule, die im Gegensatz gegen die neue Romantik die altfranzösische Grazie, Leichtigkeit und Durchsichtigkeit anstrebt, wenn auch ihr Inhalt ganz modern und von dem der sogenannten classischen Franzosen wesentlich verschieden ist. Wir rechnen dazu Bernard, Sandeau, Merimée und Alfred de Musset, obgleich der Letztere durch die Extravaganzen seiner Reflexion auf der andern Seite wieder auf romantischem Boden steht. Ferner die Dichter der sogenannten *Proverbes*, jener zierlichen Spielart, die immer weiter um sich greift. Das ganze Genre kommt uns vor wie die Rococomöbeln der neuesten Mode, niedliche, sehr sorgfältig ausgeführte Tändeleien, aber ohne alle Physiognomie und ohne allen Charakter. Für das neueste Proverbe, welches der beliebteste dieser Dichter, Octave Feuillet, in der neuesten Nummer der *Revue des deux mondes* veröffentlicht, hat er den neuen Titel „Pastellgemälde“ erfunden. Die Dichter werden so lange Rococo schreiben, bis am Ende die Schönplästerchen, der Puder und die zierlichen Pantooffeln wieder Mode werden. Uns erscheint selbst das alte *Baudeville*, trotz seiner groben Arbeit, immer noch als eine minder gefährliche Spielart des Theaters. — Als eine Curiosität führen wir eine Brochure an, die der Abbé Gaume unter dem sonderbaren Titel: *Ver rongeur*, gegen den Einfluß der Philologie auf die Erziehung geschrieben hat. Das heidnische Alterthum ist nach ihm der nagende Wurm, der allmählich das Herz des Christenthums tödtet. Da wir Schriften im ähnlichen Sinn auch von unseren Frommen nächstens zu erwarten haben, so kann man sich durch die Lecture dieses Vorläufers der neuen Reaction darauf vorbereiten.

Theater. — Madame Weiß hat ihr Gastspiel auf dem Leipziger Theater mit fortbauern dem Erfolg weit über die zuerst bestimmte Zeit fortgesetzt, und wird sich

jetzt mit ihrer Kindergesellschaft nach Petersburg begeben. Wir fügen einige Notizen über dieses seltsame Institut hinzu. Die Kinder, die zwischen dem 7.—17. Jahre stehen, sind aus Wien, Hamburg, London, Liverpool, Mailand, Paris; auch in Leipzig hat sich einiger Zuwachs gefunden. Sie erhalten eine monatliche Gage von 8—16 Thalern, welche vierteljährlich an ihre Aeltern geschickt wird; außerdem kostenfreie Unterhaltung; Kleidung, Wäsche u. dergl. werden sie wol zum größten Theil selbst anfertigen. Sie erhalten bei längerem Aufenthalte in Städten Unterricht in der Religion und in den anderen Gegenständen. Als Beleg ihrer Fortschritte führt der günstige Berichterstatter den Umstand an, daß sie die Correspondenz an ihre Aeltern selbst besorgen müssen. Wenn ihre Zeit um ist, finden sie in der Regel bei größeren Ballets ein Unterkommen. Die strenge Disciplin, die sich aus ihren Tänzen heraus erkennen läßt, wird auch wol in ihrem übrigen Leben geltend gemacht werden. —

Das deutsche Schauspiel in London hat zwar in den späteren Vorstellungen nicht ganz den glänzenden Erfolg gehabt, wie in den beiden ersten, aber doch immer noch einen sehr bedeutenden. Die englischen Blätter wetteifern in Beifallsbezeugungen. Selbst die Vorstellung des Hamlet stellen sie ihrer Landsleuten als Muster auf. Für Leipziger wird es etwas auffallend sein, daß z. B. Herr Kühn als ein sehr bedeutender Künstler gefeiert ist. Nach Beendigung der Vorstellungen werden wir einen Gesamtbericht geben. — Im nächsten Monat wird im Coventgardentheater eine große Spectakeloper von Jullien: Peter der Große, aufgeführt werden, worin unter Andreem sechs bis sieben Musikchöre und 40—50 Kosaken zu Pferde auf der Bühne erscheinen. —

In Berlin wird der württembergische Hofkapellmeister, Lindpaintner, seine neueste Oper, deren Text von Lewald gedichtet ist, zur Aufführung bringen. — Das Schauspielhaus ist den 9. Juni wegen eines Umbaues auf drei Monate geschlossen. Im Opernhause mußte einmal das Theater wegen plötzlicher Erkrankung einer Sängerin geschlossen werden, was dort noch nicht vorgekommen ist. —

In Dresden erregt das Gastspiel der Wiener Hofopernsängerin, Jenny Ney, allgemeinen Beifall. Eine ziemlich starke Zahl anderer Gäste ist mit ungleichem Erfolg aufgetreten. —

Mit dem 15. Juni wird in Wien die deutsche Opersaison mit dem Propheten wieder eröffnet. Die Gesellschaft besteht aus den Damen Ney, Therese Schwarz, Wildauer, Hermann, Schwarzbach und Liebhard, und den Herren Ander, Erl, Ellinger, Leithner, Hölzl, Staudigl, Draxler und Radl. Vom October an ist Frau La Grange engagirt. Als Gäste werden erwartet: Frau Schlegel-Köster, Frau von Strang, der Baritonist Kindermann und der Bassist Freund. —

Das neue Stück der Frau Birch-Pfeiffer: der alte Musikant, ist eine günstige Gelegenheit für virtuose Schauspieler in allen möglichen unartikulirten Lauten zu heulen, zu weinen, zu lachen, in hysterische Krämpfe zu verfallen u. s. w. Ein alter berühmter Violinist, der, um die Sache vollständig zu machen, sich eines kleinen Anflugs von Wahnsinn erfreut, sieht seine tugendhafte Enkelin theils aus Hunger, theils aus Liebe allmählich sterben, bis endlich Alles gut wird. Es wäre von Seiten der Kritik sehr zweckmäßig, wenn sie gegen einen solchen Mißbrauch der Kunst, der auf die Nerven wirkt, anstatt auf den Geist, allgemein einen energischen Protest einlegte, um so mehr, da die Sache von Jahr zu Jahr schlimmer wird. Die Knallstücke der Pari-

fer Vorstadttheater (Eine Mutter aus dem Volke, der Lumpensammler, Bajazzo u. s. w.) haben diese Neigung bei uns zuerst rege gemacht, wir sind aber auf dem besten Wege, unsre Vorbilder zu übertreffen. Daß ein gutmüthiges Publicum nicht ungerührt bleiben kann, wenn auf der Bühne ein armer Teufel vor Hunger und Angst heult und schreit und sich in den entsetzlichen Krämpfen windet, ist sehr natürlich; aber die Wirkung würde noch größer sein, wenn man wirklich Gladiatorenspiele vor sich sähe. Wir werden in der Verwilderung bald so weit sein, wie die Römer in der Kaiserzeit.

Alfred Meißner hat seinen Reginald Armstrong, der sich auf den deutschen Theatern immer mehr Erfolg zu erringen scheint, vollständig umgearbeitet, nicht blos in Beziehung auf Nebensachen, sondern er hat der ganzen Katastrophe und gewissermaßen auch der Charakterschilderung eine neue Wendung gegeben. Der vierte Act zum größern Theil, und der fünfte Act ganz, sind neu geschrieben. Allerdings sind unter diesen Veränderungen auch wesentliche Verbesserungen, namentlich in Beziehung auf den kalten Verstandesmenschen Glendower, für den sich die Vorliebe des Dichters etwas abgekühlt hat. Weniger gut sind diejenigen Stellen, in denen sorgfältiger motivirt wird, so wie diejenigen, in welchen der Charakter des Helden in einem bessern Lichte hervortreten soll. Im Allgemeinen müssen wir doch den Dichter vor der Wiederholung eines solchen Verfahrens ernstlich warnen; es verräth eine gewisse Unstetigkeit nicht blos im Plan, denn das wäre zu entschuldigen, weil der Plan Verstandesfache ist, sondern vor allen Dingen in der poetischen Grundlage des Stücks, in der Art und Weise, wie dem Dichter die Charaktere und Situationen aufgehen, um diesen etwas mystischen Ausdruck zu gebrauchen, der doch am treffendsten die Sache bezeichnet. Bei einem neuen Stück rathen wir dem Dichter, sich, bevor er es herausgibt, ja selbst bevor er es niederschreibt, nicht blos die Zeichnung seines Werks, sondern auch Färbung und Stimmung bis ins kleinste Detail klar zu machen. Eine nachträgliche Feile, wenn sie sich nicht blos auf Aeußerlichkeiten bezieht, ist gefährlich für den Nerv des Kunstwerks.

Musik. — Mosaïque, 24 romantische Stücke für Piano forte, von Carl Mayer. op. 166. Leipzig, Kistner, 6 Hefte, jedes 1 Thlr. 5 Ngr. Eine bunte Menge von Charakterstücken, welche jedoch in längerer Form gehalten und mit größerer Sorgfalt bearbeitet sind, als wir dies aus der Albumsliteratur der leztverfloffenen Jahrgänge zu sehen gewohnt waren. Die Instrumentation ist wirkungsvoll, dabei aber so durchsichtig und einfach, wie man es von einem der Nachfolger Hummels erwarten muß. Es gehört nicht die Faust eines modernen Pianisten dazu, um die Stücke zu bemeistern; jede richtig und schulmäßig ausgebildete Hand wird nach kurzen Mühen die obwaltenden Schwierigkeiten überwunden haben. Besonders gelungen sind die Stücke: Postzug, Rondo-Menuett, Norwegischer Tanz, die Tarantel, Scherzino, der Schmetterling, Dithyrambe, Ungarischer Krieger. Wir wünschen der Verlags-handlung, daß man die hübsch ausgestatteten Notenhefte bald in jedem eleganten Musiksalon als unentbehrlich betrachte.

Eine andere interessante Neuigkeit derselben Verlags-handlung ist die Ausgabe der zwei- und vierstimmigen Gesänge von Mendelssohn in einem Arrangement für eine Singstimme mit Piano fortebegleitung. Robert Franz in Halle besorgt diese Ausgabe, die uns sehr gelungen und dieses tüchtigen Musikers würdig erscheint. Es sind

schon mehrere Feste ausgegeben, in denen unter anderen die Lieder „Am fernen Horizonte“, „Der schöne Wald“, „Ich wollt' meine Seele ergöß sich“ zc. besunden.

Bildende Kunst. — Für die Aufstellung des in der vorigen Nummer besprochenen Goethe-Schillermonuments von Rauch, ist neuerdings Dresden in Vorschlag gekommen. Das Bedürfnis nach einer für den geselligen Verkehr der Künstler aller Fächer geeigneten Localität macht die Errichtung eines neuen Gebäudes notwendig, und dessen würdige Ausschmückung die Erwerbung des erwähnten Kunstwerks wünschenswerth. Ein von dem Kunstvereine für derartige Bedürfnisse reservirter Fond von 2000 Thlr., soll den Anfang des zur Ausführung nöthigen Capitals machen.

Prof. Schirmer in Berlin ist nach Dresden berufen worden, um in einem in der Nähe der Stadt gelegenen Schlosse landschaftliche Fresken auszuführen.

Am 24. Mai starb zu München der ausgezeichnete Architekturmaler Vermeersch, und einige Stunden später dessen Gemahlin.

Das bisher in der Reglerkirche in Erfurt befindlich gewesene Altarwerk, Schnitzerei und Malerei aus Wohlgemuths Werkstatt, ist vor kurzer Zeit, nachdem es auf Befehl des Königs von Preußen in Berlin restaurirt worden, in der Hospitalkirche zu Erfurt aufgestellt worden. Die Wiederherstellung der Augustinerkirche, die kurze Zeit zur Aufnahme des Unionsparlaments gedient und deshalb manche Umbauten erlitten hat, ist jetzt im vollen Gange.

Das colossale Standbild Robert Peel's, welches in der Stadt Leeds aufgestellt werden soll, ist in der Gießerei von Pimlico in einem Stücke glücklich gegossen worden.

Zu Ehren Liebig's erscheint in wenig Wochen bei C. G. Kunze in Mainz eine Denkmünze, angefertigt von Ferd. Korn, ein talentvoller Medailleur daselbst, die durch ihren wirklichen Kunstwerth und die Schönheit der Ausführung die Aufmerksamkeit der zahlreichen Verehrer des berühmten Chemikers verdient. Sie ist von ansehnlicher Größe, 20 Linien rheinisch im Durchmesser und in Bronze, Silber und Gold zu haben.

Heransgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. E. Elbert** in Leipzig.

Am 1. Juli beginnt das **II. Semester** des **XI. Jahrgangs** der „**Grenzboten**“. Die unterzeichnete Verlags-handlung erlaubt sich zur Pränumeration auf dasselbe einzuladen und bemerkt, daß alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen darauf annehmen.

Leipzig, den 15. Juni 1852.

Fr. V. Herbig.